

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Regina Lob [Fortsetzung]
Autor: Federer, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572965>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

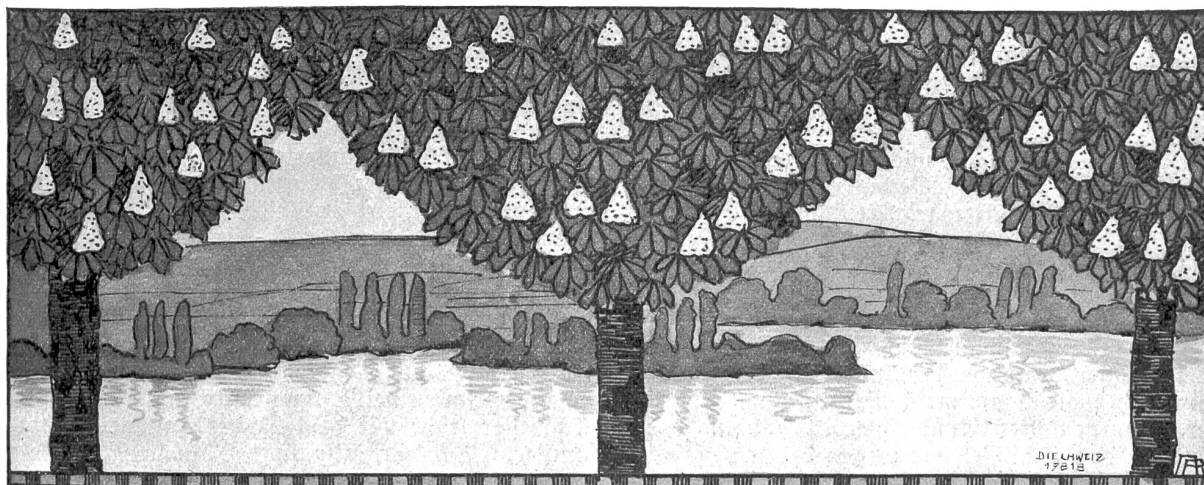
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nacht

Ich habe meine Kerze ausgelöscht:
Zum offenen Fenster strömt die Nacht herein,
Umfängt mich sanft und läßt mich ihren Freund
Und ihren Bruder sein.

Wir beide sind am selben Heimweh krank,
Wir senden ahnungsvolle Träume aus
Und reden flüsternd von der alten Zeit
In unsres Vaters Haus . . .

Hermann Hesse.

Regina Lob.

Aus den Papieren eines Arztes.
Roman von Heinrich Federer, Zürich.
(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein andermal kam ich müd und verdrossen aus einer Korpssitzung unserer Bockia heim. Es war ein wichtiger Abend gewesen. Nicht nur weil unser berühmtestes Ehrenmitglied Bundespräsident geworden war und wir eine Abordnung nach Bern bestimmen wollten, sondern noch viel mehr, weil heute mit einer angesehenen gegnerischen Verbindung nicht bloß Friede, sondern Bruderschaft geschlossen werden sollte. Auch die saumseligsten Mitglieder waren erschienen, nur Theodor nicht. Er, der mich in diesen Verein hineingekeilt hatte, schwänzte schon lange nicht nur die Kollegien, sondern auch unsere Sitzungen. Alle Kameraden schimpften über ihn, aber alle mit Wehmut, weil man ihn eben noch immer sehr liebte. Das Präsidium klagte geradezu, daß wir den flottesten Burschen an ein Mädchen verloren hätten . . .

Da fing auch ich an, im stillen nachzurechnen, wie selten Theodor noch zu mir kam. Seit Wochen waren wir nicht mehr spaziert oder gemütlich in der Bude gesessen, um etwas Großes und Teures zu plaudern und uns irgend was Tapferes fürs Leben zu sagen. Früher war das unser tägliches Brot gewesen. Jetzt gab es davon nur noch spärliche Brotsamen. Alles schlang uns dieses Zigeunermädchen weg. Ich wußte ja wohl, daß Theodors Freundschaft zu mir nicht vermindert war. Aber was nützte

mir das, wenn ich sie nicht mehr zu sehen, zu fühlen, zu genießen bekam? Eine wilde Empörung gegen meine alte Feindin wallte in mir auf. Sie allein hatte das schöne goldene Kameradenleben zerstört. Die Klagen der Corona ringsum vermehrten meine Wut. Tränen stiegen mir ins Auge. Was mochten doch die da klagen? Hundertmal mehr verlor ich als sie alle zusammen. Ich nahm Mühe und Bakel und stürmte hinaus. Am liebsten hätte ich die halbe falsche Welt zusammengeprügelt. Tief im Innersten unglücklich und verzweifelt lief ich heim und klopfte am Kämmerlein meiner Schwester. Wie immer wird sie auf mich gewartet haben. O, ich wollte sie heut umarmen und eng neben mich setzen und ihren großen Rosenmund mitten im weißen Schneewittchengesicht küssen und sie gar nicht loslassen, bis ich an ihrem so still und friedlich klopfenden Herzlein meine Ruhe wiedergefunden hätte! Noch immer fand ich sie hier . . . Aber das Zimmer war verriegelt. Zum ersten Mal in unserem Geschwisterleben!

„Beth,“ schrie ich unserer neuen Magd, „wo ist Pauline?“

„Sie sollen nicht auf sie warten, hat das Fräulein gesagt!“ berichtete die Magd, als könnte sie mich damit beruhigen. „Sie läßt Ihnen gute Nacht sagen! Sie . . .“

„Was... Wo...“

„Fräulein Lob hat Ihre Schwester abgeholt. Sie spielen ein Theater, und Fräulein Pauline sagte, es werde so spät, daß sie auch bei ihrer Freundin übernachtete!“

Ich kann nicht sagen, wie mich in der damaligen Stimmung eine solche Meldung traf. Wie eine Todesnachricht. Mir war, Freund und Schwester seien am gleichen Abend gestorben. Eine unsägliche Vereinsamung erfaßte mich in meinem leeren Zimmer.

Am Morgen sah ich freilich alles wieder viel kühler an und schalt mich einen Narren und Selbstquäler. Und als Pauline in der Frühe heimkam und sogleich an mein Bett sprang, mir mit ihrem morgenkalten Mund einen Kuß gab und sagte, sie habe den Schlüssel nur wegen der neuen, noch ganz unverlässlichen Magd abgezogen, da mußte ich wahrhaft über meine gestrigen Aufregungen lachen, und eine tapferere Zeit hindurch hielt ich mich von ähnlichen Anfechtungen frei.

Aber am Neujahrsball, der nun folgte, nahm Regina mein Elfschen so ganz in Beschlag, versagte oder verschenkte sie den Tänzern so eigenmächtig und zog sie so tief in ihre geheimen Klatscheklein, daß ich kurzweg glaubte, sie wolle mir schon am ersten Tag des Jahres deutlich erklären: Heuer gehört das Kind da mir und niemand sonst, auch diesem grollenden Duckmäuser nicht! Ich trank in meiner Aufregung mehr Wein, als gut tat, und mit jedem blutroten Kelchlein wurde ich wilder. Vor dem Bankett konnte ich endlich Pauline zu mir winkeln. Sie trippelte gehorsam wie ein Hündchen daher und spitzte gleichsam die Ohren, um ja keine gute Silbe von mir zu verlieren. Wie ein Schneeglöcklein stand sie in ihrer Unschuld vor mir. Schon reute mich mein Vorhaben; aber nein, ich konnte nicht mehr anders und sprudelte leise heraus: „Elfschen, Elfschen, nimm dich doch in acht vor Regine!“

Ungläubig und mit einem kleinen Borwuch entfaltetete das Jüngferchen seine zwei Rosenblätter und sagte: „Warum?“

In diesem Augenblick fühlte ich peinlich, daß ich keinen deutlichen Grund zum Warnen angeben könne. Aber die Eifersucht erfüllte mich bis an den Rand, und ich brach los: „Jetzt kann ich es dir nicht erklären, daheim dann! Aber glaub' mir...“

„Jetzt, jetzt mußt du mir sagen, warum!“ versetzte Pauline ohne Lächeln. „Du irrst dich! Du bist böse auf sie wegen deinem Thedi, ach, du...“

„Sie ist eine falsche, lügnerische, dumme Hexe, die alles untereinander bringt und den Theodor und dich und uns alle verderbt... Sie...“

„Walter!“ rief das Kind mit einer feierlichen Entrüstung und reckte sich empor, um mir Mund gegen Mund zu entgegnen.

„Eine Raße, die nicht von ihrer Art lassen kann, ja, so! Und wisse nur, ich werde jetzt mit Händen und Füßen und mit der ganzen Seele gegen sie arbeiten, ich... ich...“

„Walter, du hast Fieber, vom Wein...“ hörte ich mein entsetztes Elfschen dazwischenreden.

„Nicht vom Wein, von der Wahrheit kommt das! Seid nur alle blind; aber ich will euch allen die Augen aufreißen, euch Verzaubern und Belogenen...“

Pauline riß sich aus meiner Hand und trat einen Schritt zurück. Sie musterte mich von da wie einen Kranken. In diesem Augenblick rauschte Regina in schwerer dunkelroter Seide daher. Aber dieses glühende Kleid war durch ein feines schwarzes Spitzengewebe gedämpft. Nur wie unzählige blutige Flämmlein züngelte die Seide aus der Verschleierung. Dieser Aufzug hatte für mich etwas Unheimliches. Und gerade solche rote Flämmlein schossen auch aus Reginens langen Augen. Sie machte vor mir einen lustigen Knix und schlug meine Schwester leicht mit dem Fächer auf die Rinderschulter. „Bist mir entschlüpft, Täubchen?“ läutete sie mit ihrer sonoren Altstimme. „Wart nur, jetzt bind' ich dich!“ Rasch gab sie dem Elfschen einen Kuß auf die niedrige Stirne und führte es wie ein machtloses Kind weg. Und dieses Kind öffnete seine Rosenblätter und lächelte überfellig zur Dame empor...

„Vermaledeite Zigeunerin!“ wollte ich rufen; aber ich brachte keinen Ton heraus.

Am Bankett würgte ich mit Mühe einige Brocken hinunter. Hinter einer Blumenwase beobachtete ich bequem das Tun der Kameradinnen. Mitten zwischen zwei Büscheln Goldlack tauchten der dunkle und der blonde Kopf in immer zärtlicheren Mienen auf. So innig hatten sie sich noch nie vor andern gebärdet. Die Ältere sorgte für die Jüngere wie ein Schutzengel. Mich wunderte, daß Theodor nicht eifersüchtig wurde.

Darauf ward eifrig getanzt. Pauline ließ keine Runde aus. Mich floh sie. Später verlor ich sie ganz aus dem Auge.

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich bald zusah, bald mechanisch mithopste. Verärgert bis in den Grund meiner Seele lief ich endlich in den Rauchsalon, wo ältere Philister sich aus den Witzblättern vorlasen oder einen Königsjaß spielten. In einer wolkigen Ecke sah zu meinem Staunen der schöne olivenbleiche Echino Gonzal allein an einem Tischchen und dampfte wütende Nebel aus seiner Virginia. Er stierte mit seinen unvergleichlich großen, samttschwarzen Augen steif in die Diele. Dem war etwas Böses passiert, das merkte ich auf den ersten Blick. Er hatte die Schärpe um den zarten schlanken Hals gewickelt und trug den Hut auf den Knien, als wollte er im Augenblick heimgehen.

Ich empfand eine seltsame Freude, ihn so zu treffen, und sagte mit erzwungenem Spasse: „Was? Amor höchstetigen tanzt nicht? Willst du denn heute alle hübschen Kinder zur Verzweiflung bringen?“

Unser achtzehnjähriger Don Juan machte eine unliebe, abwehrende Geste. Sein schmales Aristokratengesicht wurde ganz hart und farblos.

„Nein, Echino Gonzal Deflores, so entrinnst du mir nicht!“ prahlte ich. „Was fehlt dir? Ich bin auch nicht munter; aber zum Teufel, das muß man eben hinunter schlucken!“

„Ach was!“ sagte er leis mit seinem weichen spanischen Akzent.

Ich setzte mich neben ihn und schlang den Arm um seine schlanke Schulter. „Bitte, was ist's?“ Aber sogleich riß er sich behend los, stand auf und setzte den weichen Banditenfilz, der ihm so prächtig anstand, auf die kastaniendunkeln, halblangen Locken. An der Türe verzog er sein schönes Herrngesicht zu einer häßlichen Grimasse und kerbte leis und böse zwischen den blassen Lippen hervor: „Kannst deine Schwester fragen und dich bei Regina bedanken! Addio!“

„Was ist das doch für eine Nacht!“ dachte ich. „Am Ende geht heut' noch die Welt unter! Meinetwegen!“

Doch dieser stoische Gedanke beruhigte mich nicht. Ich durchstöberte das ganze, lichtdurchflutete Haus nach meiner Schwester. Endlich stieß ich auf Theodor. „Was hat's gegeben?“ fuhr ich ihn an. „Wo ist Pauline?“

„Pst!“ machte er und zog mich aus den vielen Menschen ins leere Vestibül hinaus, wo wir uns in eine dichte Lorbeerlaube setzten.

„Also!“ hastete ich in der Angst vor etwas Bösem.

„Der freche Spaniol hat mit Elfschen getanzt. Dann spazierte er mit ihr ein wenig abseits...“

„Und dann?“ schrie ich und sprang entsetzt auf.

Die Riesentage Theodors bog mich wie ein Halmchen in den Sitz zurück. „Ruhig! Du weißt, Gonzal ist in dein Schneeglöcklein verliebt. So was Blondes gibt es in seinem dürren Spanien nicht. Da hat man nur Narkotika wie Mohn und Schierling und...“

„Laß doch das! Was haben...“

„Gonzal zog das Kind hierher, wo wir sitzen. Elfschen merkte natürlich nichts. Er setzte sich neben Pauline und tat verflucht artig, bis ihm das dicke andalusische Blut überlief und er wie sinnlos Elfschen mit Bitten und Drohungen bedrängte und umarmte und küßte und mit seinen Gewaltsaugen fast verzauberte und weiß Gott was getan hätte, wenn nicht ihr schöner großer Schutzengel hergeflogen wäre...“

„O Gott, red', red'!“

„Natürlich meine allgegenwärtige Regi! Sie suchte ihr Täubchen und hörte es irgendwo gurren und schoß wie ein Falke herzu und kam präzis recht, um dem wüsten Mädchenplager mit ihrer großen schönen Hand eine Ohrfeige zu hauen, daß ganz Spanien mit den Pyrenäen zitterte... Das gibt ein Gedicht, he, Walter?“

„Theodor,“ schnaubte ich, „sag' die Wahrheit!“

„Ich steh' dafür: Nichts als Küsse und Umarmungen! Dafür ist er nun bezahlt. Ich kam gerade dazu, wie er aus diesen Stauden heraus- und davonschlich. Ich sag' dir, wie jene berühmte schöne Paradiessschlange, als der Erzengel sie aus dem Garten stieß. Regina ließ ihn nicht aus dem Auge, bis er sich spurlos hinausgeringelt hatte, dieser glatte, vermaledeit schöne und böse Ewaverführer! Ja, wie der Paradiesengel sah sie ihm nach. Und er wagte kein einziges Mal zurückzuschauen und

zu züngeln, wie sonst die Schlangen tun. Siehst du, das ist meine Regina! Glaubst du jetzt an sie? Hättest du nur gesehen, wie sie das Elfschen dann tröstete! Eine Mutter am Schaukelbett kann's fürwahr nicht so gut... Cia, da kommen sie selber, sieh! Nur dies noch ins Ohr: Mit dem Spaniol rechne ich ab!“

Regina gab mir das bleiche Mädchen mit den leise geröteten Augenlidern sorglich in die Arme, nachdem sie es auf Mund und Stirne mit unfäglichlicher Zärtlichkeit geküßt und immer wieder umarmt hatte. Darüber waren dem Elfschen neue Tränen gekommen.

In der Kutsche umschlang ich mein geliebtestes Wesen auf Erden so heftig wie wohl noch nie. „Lach' jetzt wieder!“ bat ich.

„Darf ich denn? Ist denn das nicht so schlimm gewesen?“ fragte das arglose Tröpfchen und verbarg das Gesicht an meiner Brust.

„Für dich doch nicht! Was kann man dafür, wenn uns eine Schlange beißt? Was machen sie in Sizilien? Sie tanzen dann! Also, lach' wieder!“

Wahrhaft, da wischte sich Elfschen die Tropfen vom Gesicht und redete sogleich wieder mit einem so erlösten und fröhlichen Orgelstimmchen, wie ich es selbst nie vermocht hätte. Sie erzählte von den goldigen Trauben des Goldlack, die sie ganz allein für diesen Abend gekauft und Reginen zuliebe in die Vasen gestellt habe. Denn Regine sei vernarrt in solche betäubende Duftblumen. Sie malte mir aus, wie gut die Torte gewesen sei. „Ach, hab' ich das Stücklein wohl noch?“ klagte sie plötzlich und knusperte in der Tasche herum. „Nun ist es wohl verbröckelt!“ Nein, da kam das aufgehobene Schnittlein sauber im Seidenpapier aus der Tasche, und im Nu hatte Pauline es aufgeschnäbelt. Dann plauderte Elfschen mir etwas von drei Kinderpärllein vor, die auch getanzt hätten und mit denen sie viel Spaß getrieben habe. „Nachher, weißt, nach dem Wüsten da, hat Regina mich zu diesen sechs Kleinen geführt. O, diese Engeln! Ich mußte sie zu Bette bringen. Da schoß mir bald ein Büblein, bald ein Zopf aus den Federn, und das war ein Richern und Kobolden, ja, da hatte ich eigentlich schon alles vergessen mit diesem...“

„Red' nicht mehr davon!“

„Und Regina, wie die hereinschoß, wie das rauschte, Gott, wie von einem großen Vogel und wie es dann klatschte, als wenn er seinen Flügel an einen Felsen schlage... Der Glende! Ach, weißt du, Walter, er ist doch ein Armer! Ich sah's ihm an, er ist doch ein Armer!“

„Du bist mir eine hübsche Klägerin,“ lachte ich und drückte dieses gute, übergute Wesen fest an mein Herz, damit von solcher Reinheit auch etwas zu mir übergehe.

„Gonzal hat mich gern, furchtbar gern, ich hab's gesehen. Seine Lippen haben geblutet, er ist abgeniet, er hat geweint... Er wußte nicht, daß ich das nicht verstehe, daß mir ein Kindlein lieber ist als der schönste Prinz von Spanien... Aber er hat mir doch leid getan, so leid, daß ich...“

„Ach, Märchen, so ein Schauspieler! Hast du nicht jüngst gesagt, wie gut er Theater spiele?“

„Still, still, das war nicht Theater! O Gott, nein! Und doch war es gut, daß Regina kam. Aber wie sie dreinschlug, ihn fortstieß, wie der Arme davontrotzte! Es war zum Erbarmen ... Jedoch, warum auch ließ er mir keine Ruhe?“

Welch ein Kind! dachte ich.

„Ich habe gehört, daß Theodor morgen dem Gonzal Zeugen auf die Bude schießt; Regina hat ihn darum gebeten. Aber das will ich nicht. Höre, Walter, das mußt du verhindern. Ich will dem — dem — dem Schlingel selbst schreiben, daß ich ihm verzeihe, wenn er mich fortan genau so behandle wie sein Bäslein Ponce Teresa. Er führt sie kaum an den Fingerspitzen, küßt ihr nur den Handschuh, wie ein Grande! Er soll mir das Ehrenwort geben. Dann darf er wieder zu uns kommen.“

„Bist du denn toll?“ entfuhr es mir nun doch. „Weißt du denn nichts von ... Ach nein, lassen wir das!“

Was sollte ich gerade jetzt von Fräulein Caria Ferrig reden, die Gonzal so lang liebte, bis sie meinte, ohne ihn nicht mehr leben zu können. Er aber schob sie, als er genug hatte, mit kühler Grausamkeit von sich. Nun wagte sie kaum noch in einen Wohltätigkeitsverein zu gehen. Und sie trug Schwarz wie eine Witwe und redete nichts und sah irgendwo ins Blaue, wenn man sie ansprach. Wie eine Verstörte! Aber noch schlimmer war, was man von den Mägden im Hotel der Gonzal erzählte ...

Er war ein Deflores nicht nur dem Namen, sondern auch der Tat nach. Indem ich das erwog, ward mir erst recht klar, in welcher heillosen Gefahr mein Täubchen noch eben geschwebt hatte. Gerührt küßte ich sie und schloß sie wieder und wieder wie etwas köstlich Errettetes an mich.

„Aber was sagst du von Regina?“ frohlockte Elfschen in ihrer jetzigen, seltsamen Erregung. „Wie bist du geschlagen, Walterli! Bekenn' es nur! Nun mußt du alles zurücknehmen, was du verleumdete hast, alles, gleich, gleich!“

„Ich werde Reginen morgen danken!“ versprach ich kühler.

„Das ist zu wenig, nein, das ist gar nichts! Du mußt zu ihr gehen und sie um Verzeihung bitten, morgen, ich komme mit und helf' dir!“

Unwillkürlich lockerte sich unsere Umarmung.

„Ich werde nie mehr etwas gegen sie ausagen,“ fügte ich eisig hinzu. Regina war großartig gewesen, ohne Zweifel. Aber deswegen haßte ich sie nicht weniger. Im Gegenteil! An mir wäre es gewesen, meiner Schwester in der kritischen Minute beizustehen. Regina war mir zuvorgekommen. Oder besser, sie hatte getan, was der eigene Bruder versah. Darauf wird sie nun erst recht pochen und nicht bloß das Mutterrecht, sondern auch das Bruderrecht über Pauline sich anmaßen.

„Walter, soviel wirst du doch einsehen, daß du schlecht gegen Regine gehandelt hast!“ kämpfte Elfschen mit einer ungewohnten Festigkeit weiter. Dabei ließen wir uns langsam aus den Armen gleiten.

„Du hast sie schwer beschimpft! Mit ganz gemeinen Schimpfereien hast du meine Königin besudelt! Sei ehrlich, gib das zu!“

Ich stemmte meine breiten Zähne aufeinander, um keine Silbe entschlüpfen zu lassen.

„Walter, lieber Walter!“ Ich fühlte, wie ihre kleine Hand im Dunkel die meine suchte. Aber nun war es einmal Zeit, hart zu sein. Ich fing an, leise zu pfeifen: „La donna è mobile...“

Darüber erbotte Elfschen so sehr, daß es in die andere Ecke des Wagens kroch und ein Weilchen totentstarr blieb. Sie überlegte etwas. Da, auf einmal brach sie gegen mich in einem Tone los, den sie heute abend erfunden haben mußte, in einem ganz unabhängigen, trohigen, neuen Ton:

„Gut, du willst nicht ... Aber höre: Du verdammst Gonzal und hast meine Regina viel ärger beschimpft, als der Spaniol mich beschimpfen konnte!“

„Paulina!“ brauste ich auf.

„Ärme nur; aber das bleibt doch wahr!“ Ich hörte deutlich, wie sie eigensinnig ihren Kopf in die Ecke schlug, um zu sagen: Punktum, so ist's! Amen!

„Ei, das ist ja schon weit mit dir gekommen! Da muß der Vormund ins Werk! Ein paar Jahre fort, ins kühlere England, bis du nicht mehr verhext bist!“ sprudelte ich blödsinnig durcheinander.

„Jetzt schwachest du große Dummheiten, Walter!“

„Du wirst früh genug erfahren, wo die Dummheit ...“

„Ich fürchte dich nicht!“

„Am so besser!“

„Du willst uns trennen, das ahnten wir schon lange. Aber das bringst du nicht fertig. Ich habe Reginen alles erzählt. Ich habe sie gewarnt vor dir. Du habest Uebles gegen sie im Sinne. Aber sie fürchtet sich noch weniger als ich. Alle Tage gehen wir nun zueinander. Wir wachsen zusammen wie Zwillinge...“

Zwillinge! Dieses Wort schoß wie ein scharfer schmerzhafter Sonnenschein mitten in das schwarze Gewitter unserer verzweifeten Seelen. Pauline vermochte nicht, sogleich fortzufahren, so voll ihr Mund auch war. Zwillinge! Waren denn nicht wir zwei so seltene Leutchen, im gleichen Atem in den süßen Tag gesprungen, gleich jung an jedem Morgen, gleich alt und reich an jedem Abend? Hatten wir nicht die Wiegen und dann das Bettlein nebeneinander gehabt, gleich groß und gleich schmal? Und dann am gleichen Tag die ersten richtigen Schuhe bekommen, das gleich schwere Ränzlein in die Schule getragen? Zwillinge ... Hatten wir nicht bisher so, wie wir am Geburtstag einen einzigen großen Kuchen zusammen aßen, auch das Leben, die Welt, die Zukunft gemeinsam naschen und leiden wollen? Dieses Wort Zwillinge machte uns jetzt beiden Heimweh. Wir erbehten bei seinem Klang wie vor einem tiefen, tiefen Vorwurf; aber während Elfschen dabei in eine ehrliche Reue geriet, schlug mein Weh in eine ebenso

große Mut um, weil all dieses Trauliche und Heilige der Zwillingschaft nun an meine Feindin verloren gehen sollte...

„Du kannst da,“ lenkte Pauline ungeschickt ein, „du kannst da gar nichts machen als schimpfen! Schimpf' in Gottes Namen, Walter! Aber nein, sei mein guter alter Bruder; bitte, lieb' mich doch wie früher! Laß mich eine Freundin und einen Bruder haben, das geht doch gut zusammen! Lieb' mich wieder!“

Aufs neue suchte sie meine Hand im Dunkel des Wagens und fand und faßte sie fest. Ich ließ es geschehen, ohne einen Finger zu rühren. Da ließ sie mich wieder los und schwieg.

In diesem Augenblick wußte ich, daß sich meine Schwester von mir befreit habe, daß sie ein unabhängiges, starkes Jüngferchen geworden und daß ich, ihr bisheriger Meister und Schirmer und Halbgott, in dieser Minute aus allen meinen schönen und hohen Ämtern entlassen sei. Das Unausdenkliche hatte sich wie von selbst erfüllt. Zwischen uns gar zu verklebte Geschwister war das rauhe unerbittliche und doch so gesunde Leben getreten — zuerst mit der geliebten Freundin. Aber das ist nur der Anfang, und immer tiefer wird das Leben seinen unwiderstehlichen Keil zwischen uns treiben, bis wir nichts mehr gemein haben als den Familiennamen und das helle Haar und die grauen eigensinnigen Augen. Aber sonst gar nichts mehr!

Vor unsern Kammern gaben wir einander wie immer die Hand. Aber ich sagte nur: „Gute Nacht!“ Sonst hatte ich immer eine Litanei von Spiznamen und Süßigkeiten daran gehängt. Jetzt wurden mir schon die zwei Worte zuviel. Traurig und schüchtern erwiderte Pauline: „Gute Nacht! Bist du nicht mehr böse?“

„Ach nein... Aber wir wollen schlafen... Es ist schon spät!“

Von da an gingen wir beide unsere eigenen Wege, zuerst zögernd und oft wehmütig zurückblickend, dann tapferer und mit der wachsenden, bitteren Kraft der Gewohnheit. Aber von da an haßte ich Regina Lob mehr als alles Böse in der Welt, jedenfalls viel mehr als hundert Chinosen Gonzal Deflores!

* * *

Dieser Haß starb nicht; aber er schlief nach und nach ein wie alles, das sich ermüdet und seinen Tag vollendet hat. Es gab überdies so vielerlei Neues.

In unserer Familie herrschte die Arzneikunde wie eine Ueberlieferung. Das einzige unberatene Glied, das vom fahlen Askulap zu Apollo gesprungen war, starb zur Strafe für diese Fahnenflucht auf einem Laubsack im Armenhaus. Da warf sein Sohn sich wieder in die längsten Rezepte, und als er das Zeitliche segnete, um, wie er spaßte, selber nachzusehen, ob denn wirklich Doktoren im Himmel wären, lag wieder ein sauberes Häufchen Gold in der Truhe.

Nachdem ich durch mehrere Semester mich mehr mit Nebensachen als mit meinem Fach befaßt und mir vor allem am Iyrischen Zuckertengel für lange

den gesunden Appetit fürs große schaffende Leben verdorben hatte, erwachte endlich auch in mir der alte medizinische Familiensinn, und ich warf mich nun mit Kraft und Ziel auf das Studium des äußern und innern Menschen, seiner Anarten und Bravheiten. Die seelischen Erfahrungen mit den zwei Jungfern hatten mir sicher keinen kleinen Stoß in dieses Studium hinein gegeben. Besonders war ich auf die Erforschung des Schädels verfaßt, dieses kunstreichsten und köstlichsten aller irdischen Gefäße. Wie nur je ein frommer Ritter von Montsalvat den heiligen Gral, so betrachtete ich mit immer gleicher, wahrhaft kirchlicher Ergriffenheit diesen Becher, bis an den Rand mit Wundern gefüllt. Ich konnte vor einer einzigen Nacht oder dem unscheinbarsten Joch oder Kerb im Gebein Stundenlang sitzen und mir ein Bild des ehemaligen Menschen daraus formen: wie er sprach, blickte, unter einer glatten oder gefurchten Stirne arbeitete, wie er eilig oder sachte ein Ja, ein Nein aus der verzwickten Werkstatt des Gehirns entließ... Und von den Formen des Bechers stieg ich zu seinem dunkeln Inhalt und wollte alles bis auf die Nagelprobe erfahren. Und tausendmal jammerte ich, daß man das alles am Menschen nur tot und kalt in die Hand bekommt, nicht wenn es spielt und funkt und klingt. Ach, wenn nie eine Brille erfunden wird, mit der man durch den Menschen wie durch ein Kristallwasser schaut, oder wenn nie ein Element entdeckt wird, das tausendmal tiefer als die Augen des Radiums durch Fleisch und Blut blickt, so bleiben wir ewig arme Schlucker an diesem Kelch voll Geist und Unsterblichkeit! Entmutigt wandte ich mich dann von den Organen, die im Spiritus schwimmen und doch keinen Spiritus mehr haben, zu dem zurück, was hell und fest gemodelt steht, zum tapfern Knochen, womit der Mensch seinem Leben gleichsam das Gemäuer mit lichtem Tor und klugen Fenstern gibt. Hier gab es sicher nichts Rundes noch Plattes, nichts Gebuckeltes noch Gehöhlttes ohne strengen und unfehlbaren Einfluß aufs Leben, das da ringsum flutete. Da bedeutete jeder Zentimeter etwas Großes. Da ist vielleicht schon alles, alles gesagt, was wir Physiologen, Psychologen und Somatologen — ach was! — was wir Schüler des Menschlichen seit Jahrtausenden suchen. Da ist es vielleicht so deutlich ausgesprochen wie die Zeit am Zifferblatt, sodaß man nicht erst jedes Rädchen und Schraubchen und Umschalten der Arbeit im lebendigen Innenwerk totmachen und zerlegen muß. Neben dem allgemeinen medizinischen Lehrgang verfolgte ich diesen Seitenweg mit wachsender Liebe, und ich bedauerte, daß der Marsch auf der Hauptstraße mir so wenig Mühe zu jenem vielleicht noch nützlicheren Abtecher gestattete.

Bei diesen Knochenstudien war mir eine geordnete, lebhaftere Phantasie von unschätzbarem Wert. Ich bekleidete nach und nach so ein Gerippe in der Anatomie mühelos und gewiß nicht unwahr mit seinem Fleisch und Blut. Und umgekehrt schälte ich das schöne warme Gewand der Sinnlichkeit von den straßenwandelnden Menschen ab und erblickte

ihre steifen Gerippe. So gewöhnte ich mich, die Formen des Lebens am toten Gebein und die Formen des Gebeins am wandelnden blühenden Fleisch zu schauen. Und durch die unzähligen Entdeckungen und Folgerungen, die man aus dem Vergleich des Starren mit dem Flüssigen, des Gerippes mit dem Leben, des Knochens mit dem Geist an einer und der nämlichen Person macht und die in ihrer Buntheit doch ein geschlossenes Gesetz darstellen, kommt es ganz von selbst, daß man gelassener über das menschliche Gebaren urteilt, weil das Böse nie so böse verschuldet und das Gute nie so gut verdient ist, indem der Knochen mit seinen Wölbungen und Gruben wohl mitgeholfen hat. Oder haben etwa dieses eng verstemte Gebein nicht den Eigensinn, jener grandiose Bogen nicht den erhabenen Schwung der Gedanken unterstützt? Hier sind die Schläfen eingedrückt, und wahrhaft, der Mann hatte seine liebe Not, ein eigenbrötlerisches, geiziges Wesen nicht aufkommen zu lassen. Aber dem gewaltigen Hinterkopf dort ist ein schwerfälliges und hinterhältig Leben zuzumuten... Wo ist wohl, fragte ich mich, jene Anordnung des Schädels zu finden, die Tücke und Kagenhaftigkeit, und wo die andere, die einen offenen, sichern Charakter begünstigt? Und immer, wenn ich an solchen Sachen herumgrübelte, nahm ich von Regina und Pauline wieder ein Pfündchen Verschuldung weg. Freilich, das war Fach und Wissenschaft. Gar oft stellte das Leben außer dem Hörsaal mir wieder alles auf den Kopf.

Eines Tages wurde uns auf einer Studienreise in einer alten deutschen Stadt der Schädel eines berühmten historischen Laugenichts gezeigt. Er hatte gezannt, gemordet, geplündert und sich dabei immer im Recht geglaubt und war dann unter stundenlangen Feuer- und Messermartern wie ein Held gestorben. In der Politik verfemen ihn alle heutigen Parteien; aber in der Anthropologie, das sah ich nun schlagend, mußte der Unselige schonender behandelt werden. Es lag eine Größe und Festigkeit in diesem Schädel und eine flinke, rastlose Freude, jetzt hier, jetzt dort etwas Buntes zu treiben. Hätte man nun diesen Menschen mit seinen prachtvollen Eigenheiten so, wie schon äußerlich Stirne, Schläfenbein und Kinn, kurz die ganze Sprache seines Schädels heißte, auf ein tüchtiges und angepaßtes Ziel gerichtet, wie groß stände er heute in den Büchern! Aber da gab es noch keine Anthropologie und keine ihr gemäße Pflege und Erziehung — gibt es das heute? — und so genügte ein Steinchen im Weg oder ein mißverständenes Wort, diesen genialen Burschen auf so ungeheuerliche Abwege zu bringen...

„Beachten Sie wohl, meine Herren,“ sagte unsere Autorität, „was die Hauptmerkmale dieses Kopfes sind: alles geht sich nahe, packt sich fest, greift ineinander, klemmt sozusagen Bein in Bein. Es herrscht die Tendenz, sich zäh zu verschließen, nicht froh zu öffnen; die Geste des Zuklammerns, nicht die des Ausgebens drückt dieser historische Schädel aus“ — Das wies uns nun der Professor scharfsin-

nig an hundert Merkmalen von den Occipitalia an bis hinunter zum Kinnhöcker nach — „Und so war die Politik dieses Kopfes einst gewesen, zäh und hart und mit Leib und Seele in das, was er einmal für recht ansah, verklaut und vernarrt, mochte es noch so verrückt sein, sodaß er lieber sich zu Tode foltern als zum allerkleinsten Zugeständnis bewegen ließ — standhaft wie ein Bär!“

Wieder fragte ich mich: Und Regina? Ihre geschmeidigen Knöchelchen werden wohl auch so instrumentiert sein, daß es eben die mir so verhaßte Musik geben mußte. Aber es könnte wohl auch, wie beim Helden da, eine andere Musik geben. Und wahrlich, das ist nicht allein ihre Schuld, daß nur die eine Tonart spielt, diese zänkische, lügnische, kagenfalsche, sondern da ist wohl auch die Mutter mitbeteiligt, der Vater im Irrenhaus und noch hundert und hundert Leutchen mit hundert und hundert Kleinigkeiten. Ich bin sicher auch vom ersten Schulbänklein an gehörig mit dabei. O Gott, was will ich einen lebendigen Menschen hassen, dem die halbe oder Dreiviertelsünde durch Erbschaft und Anziehung und durch uns Mitlebende alle aufgehaßt und erst noch durch so bequeme und verführerische Knöchlein in den Weg geleitet wird! Wie wenig gibt es da zu strafen und wie viel minder noch zu hassen!

Mit diesem guten Gedanken kehrte ich heim. Zwei Briefe lagen auf dem Pult. Der eine kam von Jlgis und enthielt die offizielle Verlobungskarte meines Freundes. Anderthalb Jahre ruhe sein Vater im Grabe. Er hoffe, ihm mit diesem Papier nicht mehr weh zu tun. Die Anverwandten wehrten und ermunterten nicht. In den nächsten Wochen komme er zum Examen in die Stadt herunter. Zum letzten Mal! Dann rüste er sein Staatshaus zum Einzug der Braut. „Gehe hin und tue desgleichen!“ schloß er.

Der Spaß machte mich nicht lachen. Ich hatte meinen einzigen, unendlich lieben Freund für immer verloren.

Indem ich das erwog, zerstoben alle anthropologischen Barmherzigkeiten wie Spreu. Nun war die Kage am Ziel. Sei's denn! Ich will all das vergessen. Brief und Karte warf ich ins Ofenfeuer. So, sagte ich, als die verkohlten Fetzen zur Asche verfielen, so soll mein Gedächtnis an euch erlöschen!

Unwirsch riß ich den zweiten Umschlag auf. Aber bei den schönen runden Wörtlein und zierlichen Zeilen wurde ich sogleich sanfter gestimmt. Das kam ja von der Schwester aus London. Pauline wollte Lehrerin oder Erzieherin werden. Seit Jahren arbeitete sie daran. Nun weilte sie schon lange in einem feinen englischen Institut als praktischer Lehrling und hatte sich so tief und herzlich bei den blakhaarigen kleinen Misses eingenistet, daß sie nicht einmal auf Weihnachten oder in den Sommerferien heimkam. Viel schöner kam ihr Christabend und Sommerfrische mitten unter den lieben Jöpfchen vor, mit denen sie lesen, rechnen und so droßlig runde Buchstaben in die Hefte schnörkeln mußte

und mit denen sie daneben wie die Jüngste der Jungen hüpfte und Kurzweil trieb. Sie hatte fast nie Lust, ein Brieflein zu schreiben. Aber Karten mit langen, magern englischen Rindsköpfen bekam ich die Stube voll. Von Theodor vernahm ich, daß Regina erst einen Brief, und zwar einen zehnzeiligen, nichtigen, aber Duzende solcher langweiliger,

langhalsiger Mädchengesichter bekommen habe. Das war leicht zu fassen, und ob es mir auch nichts mehr half, freute ich mich doch darüber. Pauline spielte jetzt selber die Rolle eines Mütterchens und einer lieben Meisterin bei achtundsechzig Töchtern! Wie hätte sie da noch von Regina bemuttert und gemeistert werden mögen!

(Fortsetzung folgt).

Heiris bedeutsame Wanderschaft.

Novelle von Rudolf Trabolz, Straßburg.

Nachdruck verboten.

III.

Unaufhörlich floß draußen der Regen vom Himmel. Eine wohlige Wärme hauchte mit seinem Dufte zugleich das Bergheu aus, auf dem Heiri lag. Die Fliegen hatten sich in den Schober geflüchtet und summteten und tanzten unterm Dache, versingen sich in den Spinnweben, machten eine Morgenvisite bei dem Schlafenden, pukten sich eifrig die Füße und Flügel auf seiner Nasenspitze, bis es ihn kitzelte, er sich im Gesicht kratzte und sich auf den Bauch legte.

Nur einmal, und kurz, als der Morgen zu grauen begann, hatte Heiri versucht, die Augen zu reiben, war aber darüber wieder eingeschlafen. Von fern her tönten die Kirchenglocken, sie weckten ihn nicht. Es war ihm so wohlzig im warmen Heu. Als er gähmend sich zu ermuntern begann, verfiel er bald wieder in einen fröstelnden Halbschlummer, kroch tiefer unter die dürren Halme, begann zu fimmern, flog mit den schlaftrunkenen Gedanken hierhin und dorthin, wurde wach, duselte wieder ein, gähnte, rieb sich die Nase und sinnierte weiter. Der andere war mäuschenstill, schlief wohl noch tief; Heiri wollte nicht der erste sein beim Aufstehen.

Er machte Pläne für die rosige Zukunft. Seiner wartete ganz sicher das Glück in Luzern. Nur mal erst hingehen, sich alles anschauen, finden ließ sich gewiß etwas, natürlich etwas, das viel Geld einbrachte. Glück hatte er immer gehabt, schon als Bub. Entweder hatte er ein Halbfränkli gefunden oder ein Nest mit Holztauben im Wald entdeckt, einen Morchelnplatz oder wilden Honig auffindig gemacht, bald dies, bald das, immer etwas. Stets führte ihn das Glück günstig. Ja, einen „Gsellheiri“ nannten sie ihn daheim nicht umsonst!

„Aber jetzt will ich beim Tonner doch aus dem Huli, ich hab' Hunger wie ein Drescher! Mag meinethalben der Walzbruder liegen bleiben bis Neujahr!“

So sprach Heiri zu sich und wurde ganz munter. Er watete durchs Heu zum Siebeltörlein, stieß es auf und gähnte in den Regentag hinaus. Es war trüb draußen; aber es blendete ihn doch das Morgenlicht. Gewiß war es schon spät. Er mußte den Walzbruder wecken; der hatte eine Uhr und konnte die Zeit sagen.

„Se, mach, daß du aufkommst, du Faulpelz!“

Er rief es in den Heugaden; aber keine Antwort kam aus der dunkeln Ecke, wo gestern der Wagner sich eingenistet. Nun ging er hin, um nachzusehen. Enttäuscht murmelten seine Lippen:

„Weiß Gott, der Fökel ist schon fort!“

Keine Spur von einem Walzbruder fand er mehr. Heiri lief wieder an das Siebeltor; aber nichts war von einem Wagner zu sehen.

„Der hat mich weiß Gott liegen lassen und ist fort! Kann mir aber nur recht sein!“

Der sich meldende Hunger trieb Heiri zur Eile an. Er wollte auch fort, und wenns Rakzen hagelte draußen. Er fuhr mit der Hand in seine Hosentasche. Sie war



Otto Weniger (1873–1902).

Selbstbildnis (Steindruck, 1901).